

## Vorwort

Als Karl May in den 1880ern und 1890ern seine beliebten und erfolgreichen Reiseerzählungen verfasste, da konnte er seine Helden in exotischen Kulissen wie der Prärie, den Kaktuswüsten und den Felsengebirgen des amerikanischen Westens, den argentinischen Pampas, den nordafrikanischen und arabischen Sandwüsten sowie dem wilden Kurdistan und einigen hinterindischen Inseln frei agieren lassen, da alle diese Schauplätze dem damaligen Leser wie Traumwelten erschienen, weil es seine finanziellen wie logistischen Möglichkeiten überstieg, diese Weltgegenden selbst zu besuchen. Heute bieten ungezählte Reiseveranstalter an, für erschwingliche Preise uns in jeden Winkel dieses Planeten zu transportieren, außerdem können wir mittels Google Earth jeden beliebigen Ort der Erde am heimischen PC aus der Vogelperspektive betrachten.

Wenn Karl May heute noch leben würde und seine Leser heute zu literarischen Abenteuern in unbekannte Regionen entführen wollte, dann müsste er Fantasy schreiben und seine Geschichten in magisch verfremdeten irdischen Gegenden oder gar in parallelen Welten mit fiktiver Geografie ansiedeln. Wie solch phantastische Geschichten mit den uns vertrauten Helden aussehen könnten, das zeigen wir in dieser Anthologie, mit der wir quasi *auf phantastischen Pfaden* wandeln wollen. Wir haben deshalb einige moderne deutsche Autoren gebeten, Karl Mays literarisches Universum nicht bloß um neue Abenteuer, sondern um neue *phantastische* Abenteuer zu bereichern.

Die Autoren haben sich auf Karl Mays bevorzugte Weltgegenden beschränkt – auf den Orient des Osmanischen Reichs

und auf den Wilden Westen – und haben einerseits die Fabelwesen aus 1001-Nacht-Geschichten und andererseits das schamanische Denken der nordamerikanischen Indianer in ihre Abenteuer eingebracht. Aber sie sind auch noch einen Schritt weitergegangen und haben das Vermischen von Welten, das Karl May so virtuos beherrschte, aufgegriffen und Karl May selbst in sein imaginiertes Universum hineingetragen und somit seine literarischen Träume neu geträumt.

So sind 23 abenteuerliche Erzählungen von 20 Autoren entstanden, humorvolle wie auch dramatische Geschichten, Geschichten, die nahe am Karl-May-Feeling geblieben sind, sowie einige sehr bemerkenswerte Phantasien, die die Barriere zwischen Erzähler und Held durchbrochen haben – auf diesem literarischen Pfad bewegte sich Karl May sein Leben lang. Durchweg sind es Geschichten geworden, bei denen man von der ersten bis zur letzten Zeile spürt, mit welchem Vergnügen sie geschrieben wurden.

Ich wünsche deshalb allen Lesern, dass sie mit eben solcher Freude die hier präsentierten Abenteuer lesen werden.

*Thomas Le Blanc*

Maike Braun

## Die Weisheit des Hadschi Halef Omar

Ich riss mich wahrlich nicht darum, den Schott noch einmal zu durchqueren. Aber wenn wir unsere Verabredung einhalten wollten, blieb uns nichts anderes übrig. Der Weg von der kleinen Oasenstadt im Süden des Landes, von woher wir kamen, um den See herum bis nach Tozeur war wesentlich länger als die direkte Durchquerung. Unser Freund Omar begleitete uns auch dieses Mal, doch ich merkte gleich, dass er sich nicht wohl dabei fühlte. Vielleicht lag es an dem weiteren Reisen, einem Korbhändler, der sich uns mit seinen mit sperrigen Palmwedeln und Körben aller Art bepackten Lastkamelen angeschlossen hatte. Jedenfalls schien unsere Reise unter keinem guten Stern zu stehen.

Kaum hatten wir die Oasenstadt hinter uns gelassen, als eines der Lastkamele des Händlers zu lahmen begann. Wir debattierten, ob wir zurückkehren sollten, doch der Korbhändler hatte es genauso eilig wie wir, und Omar war auf das Geld angewiesen.

Gerade passierten wir eine Felsengruppe, die den Beginn des Sees markierte. Irgendwer spielte auf einer Flöte ein einsames Lied. Es klang, als wehte es vom Jenseits herüber. Mein kleiner Berberhengst warf aufgeregt den Kopf in den Nacken. Selbst Halef, der sonst kaum in seinem Redefluss zu bremsen war, starrte finster vor sich hin.

„Was hast du?“, fragte ich ihn.

„Ich glaube, wir fordern das Schicksal heraus“, antwortete er und sprach aus, was mir schon die gesamte Zeit schwer auf

der Seele lag. Er sei die Schluchten des Dschebel Aures hinunter- und wieder hinaufgeklettert, habe den Dschebel Chelia erklommen – was nicht stimmte, da uns der Führer zum höchsten Gipfel des Gebirges kurzfristig abgesprungen war – Allah sei Dank immer wohlbehalten, und noch immer habe er seiner Pflicht als Rechtgläubiger nicht Genüge getan, schlimmer noch, er befinde sich bald weiter denn je von Mekka entfernt.

„Ich verspreche dir, mein lieber Halef, du wirst deine Pilgerreise bald antreten können. Ich werde dich nach Kräften dabei unterstützen.“

„Das würdest du, ein Ungläubiger, für mich tun?“

„Wenn ich es dir doch sage.“

Sofort trat ein munteres Glitzern in die Augen meines Dieners und er schlenkerte mit den kurzen Beinen auf seinem klapprigen Gaul.

Dann ließen wir den letzten sicheren Grund hinter uns und vor uns breitete sich eine weiße Ödnis aus, die sich über den gesamten Horizont erstreckte. Tiefe Risse durchzogen die Salzkruste, als ob sich die Erde selbst schuppte, darüber spannte sich ein ausgebleichter Himmel. Niemand sprach.

Vorsichtig betrat Omar den Schott, gefolgt von dem Korbhändler, der nervös um sich blickte. Ich bildete den Abschluss.

Plötzlich veränderte sich der Untergrund rechts und links unseres schmalen Pfades. Eine in giftigem Rosa gefärbte Salzlake leckte an dem schmalen Streifen begehbaren Untergrunds. Omar erzählte, wie einmal ein Verzweifelter davon Wasser geschöpft hätte und wenige Stunden später an den Krämpfen in seinem Leib verendet sei.

„Allmächtiger Gott, bewahre uns vor solchem Schicksal“, hörte ich Halef vor mir.

Schweigend ritten wir voran. Mein kleiner Diener drehte sich immer wieder um, um sich anhand der schwindenden Felsbrocken am Eingang des Salzsees zu überzeugen, dass wir uns vorwärtsbewegten. Der Horizont gab uns keinerlei

Anhaltspunkte. Wir hätten genauso gut auf der Stelle treten können.

Die Farbe der Salzkruste veränderte sich. Auf der Oberfläche hatte sich Wasser angesammelt. Omar hielt an, um den Untergrund zu prüfen.

Der Korbhändler drängte ihn weiterzugehen. „Ich sehe keinen Unterschied zwischen hier“, er deutete auf die Stelle, vor der Omar stehengeblieben war, „und dort“, er deutete auf den Pfad, den wir gekommen waren.

„Du kannst geradeaus weitergehen, wenn es dir beliebt“, sagte Omar. „Ich aber werde einen Bogen um diese Pfütze einschlagen.“

Mürrisch folgte ihm der Händler.

„Der Mann gefällt mir nicht, Sihdi. Ich glaube, ihm folgt ein böser Geist, ein Dschinn.“

„Wir können ihn aber nicht zurücklassen.“

Darauf wusste Halef keine Antwort. Aber es erging mir genauso wie ihm. Entweder der Mann war wirklich in großer Eile, oder er führte etwas im Schilde. Wie dem auch sei, jetzt war es zu spät, darüber nachzudenken. Auf dem Schott galt es zusammenzuhalten, sonst war man verloren.

Ich weiß nicht, wie lange wir so weitergingen. Ich hing meinen Gedanken nach, sah mich im Schatten von Palmen Datteln verzehren, mich in meinem Lieblingskaffeehaus in Tozeur an der köstlichen Flüssigkeit laben, malte mir aus, auf einer Dehabie den mächtigen Nil entlangzusegeln ...

... und fiel fast vom Pferd. Die Hitze musste mir mehr zugesetzt haben als gedacht, und ich war kurz weggetreten. Mein kleiner Diener stand neben mir und richtete mich wieder auf. Ich lächelte ihm dankbar zu, als mir das grünlich schimmernde Wasser um die Fesseln seines Pferdes auffiel. „Halef!“, rief ich und klopfte seinem Gaul auf den knochigen Hintern, als er nicht sogleich reagierte und weiterritt. Seiner Mähre hatte die Hitze wohl auch zugesetzt, denn sie bäumte sich auf, und Halef, völlig von dieser unerwarteten Kraftanwandlung seines

Pferdes überrascht, stürzte zu Boden. Ich sprang sogleich von meinem Berberhengst, um ihm zu Hilfe zu eilen.

Ich weiß nicht, was in diesem Moment in Halefs Kopf vorging, doch er trat einen Schritt zur Seite von mir weg, statt auf mich zu.

Sofort brach er ein. Grünes Salzwasser schnappte nach seinen Knöcheln, seinen Waden – ein Ruck, und nur noch sein Oberkörper ragte heraus. Ich warf mich flach auf die Salzküste, der Riss vergrößerte sich, öffnete sich wie das Maul eines hungrigen Ungeheuers, Halefs Hand verschwand und dann sah ich nur noch die angstgeweiteten Augen meines Dieners.

Das alles geschah schneller als ein Wimpernschlag.

*Allah ia Sahtir, o du Bewahrer, so hilf mir!, rief Halef und ruderte mit den Armen. Für einen Moment schöpfte er Hoffnung, als sich sein Turban in der Salzküste über ihm verhakte und sein Fall sich verlangsamte – allah kerim, Gott ist gnädig –, bis das Tuch riss und er mit halb entblößtem Haupt tiefer hinabsank. Der letzte Lichtfleck schrumpfte auf einen Punkt, dann war auch dieser erloschen.*

Ich griff nach dem Seil, das mir Omar reichte, und warf es Halef hinterher. „Halt dich fest, Halef!“, rief ich, obwohl ich wusste, dass er mich nicht hören konnte. Es verschwand in dem grün schillernden Loch. Nur die Spitze von Halefs Turban war noch zu sehen. Doch dann – dem Herrn sei Dank! – blieb Halef stecken, hatte vermutlich festen Grund unter den Füßen gefunden, jedenfalls sank er nicht tiefer.

Ich robbte ein paar Zentimeter weiter, um ihn am Arm zu greifen, als das Loch weiter aufbrach und mich ebenfalls in den Abgrund zu ziehen drohte. Ein Stück von Halefs Turban löste sich, ich griff danach, versuchte die Stoffbahn und damit meinen treuen Diener einzuholen wie ein Fischernetz, doch das Tuch riss.

Von Halef keine Spur. Nicht einmal Luftblasen.

*Er sank weiter, das Salz brannte auf seinen Lippen und in seinen Augen, sein Herz hämmerte gegen den Brustkorb, verlangte hinaus, drohte die Lunge zu sprengen, als er Boden unter den Füßen spürte. Allah akbar; Gott ist groß, presste er in Gedanken hervor und versuchte sich abzustoßen. Doch es gelang ihm nicht. Stattdessen fiel er auf die Knie und der letzte Rest Luft entwich ihm. Da wusste er, das Ende war gekommen, und er bereitete sich auf das Sterben vor. La illah illa e llahu, es gibt keinen Gott außer Gott.*

*Hinter dem kalten Schleier des Salzwassers sah er ein grünliches Licht aufleuchten.*

*O Allah, Allmächtiger, ist das der Eingang zur Hölle, sollte es tatsächlich so weit sein?*

*Er schmeckte das bittere Salz seiner Tränen, als sich eine Gestalt aus der phosphoreszierenden Finsternis schälte. Es war ein Mann nach Art der Türken gekleidet. Er trug eine Pumphose und einen Spitzbart. Der Schnurrbart war dünn und schmal wie auch sein Träger. Seine Augen funkelten wie Smaragde im Kerzenschein. Er beugte sich zu Halef hinunter und reichte ihm die Hand.*

„Ich brauche ein paar Palmwedel, schnell“, sagte ich zu Omar, „wir müssen mein Gewicht auf eine größere Fläche verteilen.“ Im Hintergrund hörte ich den Händler erst Stoßgebete aussenden und dann Omar beschimpfen. Der ließ sich davon nicht von seinem Vorhaben abbringen und löste rasch ein Bündel Palmwedel von einem der Kamele.

„Gott erbarme dich, genauso habe ich es in meinem Traum gesehen“, rief der Händler. „Wir können nichts mehr für ihn tun, lasst uns weitergehen, damit uns nicht dasselbe Schicksal ereilt“, fuhr er fort und zerrte an meinem Arm.

„Mach dich nützlich“, herrschte ich ihn an, „und führe die Tiere ein Stück vor und wieder ein Stück zurück.“ Die Gefahr,

dass er sich auf eigene Faust durchkämpfen würde, schätzte ich als gering ein. Mut war nicht seine Stärke. Aber es war wichtig, dass die Tiere nicht zu lange auf der Stelle verharren, weil sonst die Gefahr bestand, dass ihr Gewicht die tragende Salzschrift durchbrach. Außerdem konnte ich das Gejammer des Mannes nicht länger ertragen.

„Versuch es damit“, sagte Omar, der in der Zwischenzeit ein paar der Palmwedel notdürftig miteinander verflochten hatte.

Ich ging ein Stück um die Einbruchsstelle herum und robbte mich Zentimeter für Zentimeter auf der behelfsmäßigen Unterlage dichter an die Stelle heran, an der ich Halef vermutete. Zwar sank ich auch hier einen Daumen breit ein, doch die provisorische Matte trug mein Gewicht. Omar wies ich an, in der Zwischenzeit das Seil an einem der Wedel zu befestigen. Als ich mich so weit auf das Salz hinausgewagt hatte, wie mir möglich schien, stocherte ich mit diesem Wedel in dem grün schillernden Spalt.

*Dankbar ergriff Halef die ausgestreckte Hand, und im selben Moment konnte er nicht länger an sich halten und riss den Mund auf. Doch maschallah, Wunder Gottes, statt brackigem Salzwasser strömte herrliche, klare Luft in seine Lunge hinein. Fast meinte er den Duft von Jasmin einzuatmen. Er blähte die Nasenflügel auf und sog das köstliche Nass in sich hinein.*

*Hamdulillah, Preis sei Allah, rief er und ließ die Hand des Fremden los, um auf die Knie zu sinken und Allah, dem Barmherzigen, dafür zu danken, seine Sünderseele gerettet zu haben. In dem Moment schnürte sich seine Kehle zusammen, ein Hustenanfall rüttelte seinen Leib und er versuchte mit der letzten ihm verbleibenden Kraft, das Wasser, das plötzlich wieder in ihn hineinströmte, hinauszupressen.*

*Oh, du Hund, Verfluchter, welches übles Spiel spielst du mit mir?, wollte er dem Fremden zurufen, doch er stieß nur Wolken braunen Wassers aus.*



*Der Fremde griff nach ihm, und im selben Moment vermochte Halef wieder zu atmen. Willig folgte er seinem Retter durch das grüne Dämmerlicht.*

Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter. Es war Omar. Er sah mich schweigend an. Er hatte seinen Vater an den Schott verloren, und wir hatten ihn überzeugen müssen, ihn dem Salz zu überlassen. Jetzt war es an ihm, mich im Leben zu halten.

Aber ich wollte nicht aufgeben, noch nicht.

„Ich will es nur noch einmal etwas weiter hier drüben versuchen“, sagte ich, erhob mich vorsichtig und ging ein paar Schritte weiter.

„Sihdi, es ist genug“, sagte Omar und fasste mich sanft am Arm. „Wir können nichts mehr für ihn tun.“

*Halef konnte nicht sehen, wohin er trat, doch spürte er Steine unter seinen Sandalen, dann wieder weichen Untergrund, als ob unter dem Salzsee ein weiterer verborgen sei. Vielleicht befand er sich doch in der Dschehenna, der Hölle, und sein Führer brachte ihn lediglich zu dem ihm vorherbestimmten Platz. Die Angst legte sich um Halefs Brust wie Lederriemen, und mit jedem Schritt schnitten sie stärker ein. Er wurde langsamer und langsamer.*

*Der Fremde blieb stehen und musterte ihn.*

*So schnell gibst du auf?, schien sein Blick zu sagen.*

*Irgendetwas an seinem Retter erinnerte ihn an den Effendi, vielleicht der spöttische Blick. Halef gedachte all der Abenteuer, die sie zusammen ausgestanden hatten, und ihm wurde warm dabei ums Herz. Ich werde dich nicht enttäuschen, Sihdi, sagte er und spürte, wie sich das Lederkorsett um seine Brust lockerte und sein Atem wieder leichter ging. Mit der Luft strömte Hoffnung ein, und er nahm sich fest vor, den Weg tapfer und aufrecht bis zum Ende zu gehen, ganz gleich, was da noch kommen mochte.*

Ich richtete mich auf, als plötzlich der Boden zu schwanken schien. Wie auf einer Eisscholle trieb ich ein Stück nach links. Auch die Tiere bemerkten die Veränderung und begannen unruhig zu werden. Etwas bewegte sich im Untergrund, als ob ein riesiger Lindwurm seine Kreise unter uns zog, bereit, jederzeit zuzuschnappen.

„Allah ia Sahtir, o du Bewahrer, hilf uns!“, rief der Händler und warf sich auf die Knie. „Es geschieht genau wie in meinem Traum. Nur ein Baum kann uns jetzt noch retten.“

„Ein Baum, bist du verrückt geworden?“ Omar deutete auf das gleißende Weiß um uns. Er hatte Mühe, die Tiere beieinanderzuhalten. Wenn wir nicht bald festeren Untergrund finden würden, wären auch wir verloren.

*Sie kamen an eine düstere Burg. In dem schummrigen Licht konnte Halef nur die Umrisse ausmachen. Zwischen zwei Toren stand ein Wächter mit gekreuzten Armen und einem Krummsäbel an der Seite. Er nickte Halefs Retter finster zu.*

*Der verneigte sich und schickte sich an zu gehen. Halef lief ihm hinterher. Noch einmal würde er nicht die Hand seines Retters loslassen und erneut eisiges und zugleich in der Kehle brennendes Wasser einatmen.*

*Doch der Wächter hielt ihn am Arm fest. Er deutete auf einen Teppich vor ihm.*

*Solange du dich darauf befindest, passiert dir nichts, hörte Halef eine tiefe Stimme in seinem Kopf. Und jetzt erkläre mir, warum ich dich nicht zu den anderen schicken soll.*

*Er stieß mit der Hand eines der Tore auf. Dahinter befand sich eine Höhle, in der eine dreiköpfige Bestie, eine Mischung aus Atlasbär und Schakal, an seinen Ketten rüttelte. Vor ihm lagen die zerrissenen Leiber anderer Opfer des Schott. Manche waren bereits bis auf die Knochen abgenagt, andere schienen erst vor Kurzem diesem Ungetüm zum Fraß vorgeworfen worden zu sein.*

*Halef wusste keine Antwort auf die Frage des Wächters.*

*Sollte das die Hölle sein? Aber wo befand sich dann Ssirath, die Brücke, die so schmal war wie die Klinge eines Schweretes, und das Kitab, das Buch der guten und der bösen Taten?*

*Der Wächter schien seine Gedanken zu hören, denn er sagte: Das hier ist der Seiteneingang, und drückte mit seiner Pranke das zweite Tor einen Spaltbreit auf.*

*Halef erblickte einen lieblichen Garten. Jasmin rankte sich an einem Holzgatter; in einem Brunnen plätscherte das Wasser, Palmen spendeten Schatten.*

*Ist das Dschennet, das Paradies?, fragte Halef.*

*So ist es, aber in deinem Fall ist wohl eher die Dschehennah, die Hölle hier links, angemessen, sagte der Wächter, und sein Lachen schepperte in Halefs Kopf.*

*Halef fiel auf die Knie. Allah akbar, Gott ist groß, ja, ich habe gesündigt, gewiss habe ich dem einen oder anderen Dummkopf mehr Piaster abgeschwätzt als angemessen, aber das ist doch keine Sünde.*

*Schweig!, donnerte es in seinem Schädel, und Halef presste die Hände gegen die Ohren.*

*Als die Stimme des Wächters verhallt war, fragte er kleinlaut: Was also wirfst du mir vor?*

*Du nennst dich Hadschi Halef Omar, sagte der Hüne. Ist es nicht so?*

*Halef nickte.*

*Wie der Vater und der Vater deines Vaters?*

*Wiederum nickte Halef. Er wusste, was jetzt kam, doch er wagte nicht zu sprechen.*

*Das ist auch gut so, sagte der Hüne in seinem Kopf, der offensichtlich Halefs Gedanken hören konnte.*

*Was geschieht mit Lügner und Heuchlern?, fragte der Wächter und Halef schwieg.*

*Nicht einmal das weißt du?*

*Der siebente Höllenkreis ist für die Lügner vorgesehen, flüsterte Halef.*

*Wie bitte? Sag es laut, ich will es hören, tönte es in Halefs Kopf.*

*Lügner und Heuchler brennen im siebenten und tiefsten Hölenkreis, sagte Halef.*

*So ist es. Bist du also bereit, durch das linke Tor in den Vorhof der Hölle zu treten?*

*Die Frage des Wächters erklang nun so laut in Halefs Kopf, dass er Angst hatte, sein Kopf werde bersten.*

*Ich bitte dich, o Herr; mir noch so lange Atemluft zu schenken, bis ich dir meine Erklärung unterbreitet habe, sagte Halef. Dann werde ich mich willig durch das linke Tor begeben und mich dieser dreiköpfigen Bestie zum Fraß vorwerfen, und die abscheulichsten Kreaturen, die hier unten hausen, Würmer und Krebse und wer weiß noch welches Teufelsgetier, sollen sich an mir weiden, und ich werde es klaglos hinnehmen. Den schlimmsten Tod will ich willig ertragen und Allah dafür preisen, denn gerecht ist er, wenn du denn so entscheidest, nachdem du meine Rede empfangen hast.*

*Der Hüne verschränkte die Arme vor der Brust und musterte Halef misstrauisch.*

*Nun gut, sagte er schließlich, du hast einen Versuch, mich davon zu überzeugen, dich nicht in die Hölle zu schicken. So lautet das Gesetz.*

*Du Herrlicher, allah, allah maschallah – Gott tut Wunder, ihm sei Dank, ich danke dir für diese Gelegenheit.*

*Der Hüne winkte ab. Komm zur Sache, ich habe nicht alle Ewigkeit.*

*Es stimmt, o Herr, du sollst mein Richter sein, sagte Halef und warf sich auf die Knie. Ich habe die Hadsch nicht vollendet ...*

*Du gibst es also zu, eine Lüge. Der Wächter stieß das linke Tor weit auf, ein fauler Geruch nach Gerbstoffen und Gülle drang heraus. Er bedeutete Halef hindurchzutreten. Halef winkte mit beiden Händen ab.*

*Keine Lüge, Effendi, keine Lüge, wenngleich mir bewusst ist, dass es an der Oberfläche wie eine aussehen könnte.*

*An der Oberfläche, sagst du? Da bin ich ja gespannt. Aber fasse dich kurz. Meine Ohren sind langes Zuhören nicht mehr gewohnt.*

*Suchend sah sich Halef nach etwas um, das ihm in dem dämmerigen Grün eine Hilfe sein könnte. Dann hatte er einen Einfall.*

*Es ist wie der Schott el Dscherid, o Effendi, fuhr er fort. Von Weitem betrachtet sieht er aus wie ein großer, flacher und ausgetrockneter See. Eine Kruste aus Salz glitzert in der Sonne, der Wanderer macht sich dafür bereit, Schrunden an den nackten Füßen zu bekommen, sich vielleicht die Zehen aufzuschürfen ...*

*Du sollst dich kurz fassen, habe ich gesagt. Ich bin nicht von gestern. Er rieb sich die Ohrmuscheln, als schmerzten sie von Halefs Rede.*

*Halef nickte eifrig.*

*Unter diesem See, dem Schott, verbirgt sich eine ganze Welt, er beschrieb mit dem Arm einen Bogen, diese, deine Welt. Es ist ganz anders hier unten, als man sich das oben jemals vorstellen könnte. Genauso, mein Herr, verhält es sich mit meiner Pilgerfahrt.*

*Der Wächter rollte mit den Augen und steckte sich einen Finger in das Ohr. Nachdem er ihn ein paar Mal hin- und hergedreht hatte, forderte er Halef auf, weiterzusprechen.*

*Du bist doch hier schon eine Ewigkeit, Herr?*

*Vom Anbeginn der Zeiten bis zu deren Ende.*

*Es gibt also keine Zukunft und keine Vergangenheit wie für uns Sünder, habe ich Recht?*

*Da magst du richtig liegen.*

*Siehst du, so ist es mit meiner Pilgerreise. Es ist nicht so, dass ich sie nicht gemacht hätte.*

*Sofort verfinsterte sich das Gesicht des Wächters.*

*Willst du mich zum Narren halten? Komm zur Sache!*

Tanja Kinkel

## Lehrmeister

„Kojote“, sagte das kleine Mädchen zu ihm, „wir müssen Kojote finden, und er wird uns Feuer bringen.“

Zuerst war er nicht sicher, ob er sie richtig verstanden hatte. In den letzten Jahren hatte er sich bemüht, die Sprachen der Indianerstämme zu lernen, in deren Gebiet er zog, aber es war nicht leicht; es gab keine Lehrbücher und keine Verwandtschaft mit irgendeiner europäischen Sprache, die er beherrschte. Ein Kojote war ein Wüstenhund, oder etwa nicht?

„Meine Schwester hat zu viel Vertrauen in Kojoten“, sagte der Junge neben ihr, der nur wenige Jahre älter sein konnte, und starrte ihn misstrauisch an. „In Kojoten jeder Art.“

So, wie er das Wort betonte, klang es wie eine Beleidigung, doch das Mädchen hatte es anders gesagt, wie einen Namen.

Siebers wünschte, er könnte langsam aufhören, immer wieder wie ein Lehrer zu denken.

Er war nach Amerika gegangen, um vor dem Ergebnis seiner Lehren zu fliehen. Sein Glaube daran, ein guter Lehrer zu sein und so den Verstand seiner Schüler von all der Unterdrückung freier Geisteshaltung befreien zu können, dem alten Aberglauben und der Untertanengesinnung: All das war mit der missglückten Revolution von 1848 zerstört worden. Am Ende waren seine Schüler, die seinen Worten gefolgt waren, tot in der Gosse gelegen, erschossen von preußischen Soldaten, ihren eigenen Brüdern aus dem Volk, und wofür? In allen deutschen Kleinstaaten saßen die Fürsten nun sogar noch fester auf ihrem Thron, und ein geeintes Deutschland gab es immer noch

nicht. Das ins Leben gerufene Parlament in der Paulskirche, die erste Verfassung für ein freies Deutschland, die eine Vereinigung bewirken sollte: zerstoben, verloren. Alles umsonst.

Ein besserer Mann, dachte Siebers, hätte sich verhaften, gar für seine Träume und seine Verantwortung am Blutbad erschießen lassen. Aber da war die demütigende, kreatürliche Angst vor dem Tod, die ihn überwältigt hatte. Er war geflohen. Geflohen bis in dieses Land, wo ihn die Menschen nicht mehr an sein Versagen und seine Schuld erinnerten, wo er neue Aufgaben finden wollte. Sehr erfolgreich war er bisher damit nicht gewesen. Harte körperliche Arbeit war ihm nicht nur fremd, sie wurde gewöhnlich auch eher Menschen angeboten, die nicht bucklig und schwächling wie Siebers waren. Stellen als Hauslehrer brachten nicht nur böse Erinnerungen an Verantwortung gegenüber der Jugend mit sich, sie setzten auch ein besseres Englisch voraus, welches er noch nicht besaß. Hier im Westen war man weniger anspruchsvoll, hieß es; daher hatte er seinen Weg hierher gefunden.

Die beiden Indianerkinder starrten ihn an, der Junge misstrauisch, das Mädchen neugierig. Er schätzte sie auf sieben, ihn auf höchstens neun oder zehn Jahre. Zuerst hatte er sie für eine Halluzination gehalten, denn er irrte schon zwei Tage lang durch die Prärie, nachdem man ihn ohne ein Reittier zurückgelassen hatte. „Ein Buckliger, der bringt Unglück, ich hab’s schon immer gesagt“, hatte der Anführer des Trecks gemurrt, mit dem er unterwegs gewesen war. Siebers konnte nicht widerstehen: ein weiteres Mal beging er den Fehler, zu reden, anstatt zu schweigen, obwohl er nicht sicher war, ob der Mann den Sinn seiner Aussage überhaupt verstand, als er entgegnete: „Wer über einen verkümmerten Körper spottet, offenbart seine verkümmerte Seele; Ihr tut mir leid, Mesch’schurs.“ Als die Ersten im Treck erkrankten, als Siebers anfang, auch zu husten, da war es das Ende der Reise für ihn gewesen.

Dabei hatte er nichts Schlimmeres als eine leichte Erkältung. Doch nach zwei Tagen mit nur einem winzigen Wasser-

schlauch und keiner Nahrung mochte sich das geändert haben. Vielleicht waren die Kinder, die er sah, auch nicht real, sondern ein Beweis dafür, dass ihn sein Verstand bereits im Stich ließ. Warum sollten zwei Indianerkinder allein mitten in der Prärie vor ihm auftauchen? Wenn sich ein Indianerlager in der Nähe befände, hätte er gewiss schon früher Rauch gesehen, gerochen oder Geräusche gehört.

„Woher soll denn ein Hund Feuer haben?“, fragte Siebers schließlich oder versuchte, es zu fragen, sich mühsam die richtigen Worte zusammensuchend wie ein Huhn sein Korn. Seine Stimme klang krächzend, nicht nur aus Unsicherheit, ob er überhaupt die Sätze richtig verstanden hatte, sondern weil er seit Stunden kein Wasser mehr hatte.

„Kein Hund“, berichtigte das Mädchen ihn. „Kojote. Kojote ist gut, und Kojote ist böse. Er hat Macht auf beide Art und Weise, auf die gute und auf die böse. Aber er hat den Menschen das Feuer gebracht, hat es gestohlen für sie. Und die Sonne geht bald unter, und da wird es kalt, sehr kalt.“

Prometheus, dachte Siebers fasziniert, das ist die Geschichte von Prometheus. Der Teil von ihm, der an einer deutschen Universität gelehrt hatte, fragte sich, wie das nur sein konnte. Selbst, wenn die kleine Indianerin mit Missionaren in Berührung gekommen sein sollte, was mehr als unwahrscheinlich war, so hatten diese doch gewiss keinen Anlass gehabt, den Indianern griechische Mythen zu erzählen.

„Vor allem ist Kojote ein Feigling“, ergänzte der Junge. Das Misstrauen in seinem Blick war nicht verschwunden.

„Ich bin kein Kojote, wer auch immer er ist“, sagte Siebers. „Aber ein Feuer kann ich trotzdem machen, solange die Sonne noch am Himmel steht.“

„Wie will das Bleichgesicht das tun? Hat es einen Feuerstein? Wir haben keinen.“

Er nahm die Brille ab, eines der wenigen Überbleibsel seiner Existenz als etwas anderes denn ein abgerissenes Wrack. Die



Linsen seiner Brille waren einst in Leipzig geschliffen worden. „Hiermit!“

Ein Feuer war bitter nötig. Die Nächte waren seit einer Woche immer kälter geworden. Eigentlich war er schon fast so weit gewesen, dass es ihm gleich war, ob ihm eine Grippe, das Verdursten oder der Hungertod den Garaus machte. Aber da waren nun diese Kinder, die am Ende doch keine Wahnbilder waren, sondern Wirklichkeit. Er konnte keine Kinder sich selbst überlassen, der Nacht und ihren Gefahren, auch wenn er sich nicht vorstellen konnte, was sie hier allein hatte auftauchen lassen.

In weiter Entfernung, so weit, dass er selbst bei guter Verfassung in einer Postkutsche mit sechs Pferden zwei, drei Tage gebraucht hätte, um zu ihren Ausläufern zu gelangen, konnte er hohe Berge ausmachen. Hier dagegen gab es nur Steppe, aber gelegentlich größere Felsblöcke, die den Tag über Hitze in sich einsogen.

Neben einem solchen, der noch Wärme abgab, setzte sich Siebers, nachdem die Kinder und er so viel wie verfügbar abgestorbenes Gras, verholzte Wurzeln und kleine Ästchen von Gestrüpp rund um den Felsblock gesammelt hatten, von denen aber keiner dicker als sein kleiner Finger war. Der Junge hatte sogar ein verlassenes Vogelnest gefunden, mit Tierhaaren ausgefüttert, was bestimmt am ehesten zum Glimmen zu bringen war, und er formte bereits aus Kieselsteinen einen Kreis für eine Feuerstelle.

Siebers schätzte den Winkel der abendlichen Sonne ein, hoffte, dass sein Gefühl, das Richtige zu tun, ihn nicht ganz verlassen hatte, und befahl seinen Händen, nicht zu zittern, während er das stark geschliffene Glas in einem gefühlt richtigen Abstand über das Bündel aus geschmeidigen Grashalmen und dem Flaum aus Tierhaaren brachte. Die Kinder hielten den Atem an, auch der Junge.

„Wie lauten die Namen meiner jungen Freunde?“, fragte Siebers, um sie abzulenken.

Das Mädchen öffnete den Mund, wie um einen Namen zu nennen, warf einen Blick auf ihren Bruder, der sie warnend anschaute, und besann sich offensichtlich eines Besseren. Mit einem spitzbübischen Lächeln sagte sie stattdessen: „Wir sind die gefleckten Zwillinge.“

Die Mischung aus Grashalmen und Haaren unter Siebers' Brille fing an leicht zu rauchen. Erleichtert atmete er auf und überließ auch sofort dem Jungen das zu glimmen beginnende Vogelnest, als der ihm dies, ohne etwas dazu zu sagen, einfach aus der Hand nahm und zu blasen anfang. Er verzichtete sogar darauf, zu erwidern, dass die beiden ganz gewiss nicht gleich alt sein konnten.

„Warum gefleckt?“, fragte er stattdessen.

„Oh, unserer Mutter ist Furchtbares geschehen, als sie uns im Leib trug“, entgegnete das Mädchen gerade so ernsthaft, dass es für jemanden, der wie Siebers sein Leben lang mit jungen Leuten zu tun gehabt hatte, offensichtlich war, dass er angelogen wurde, um zu überprüfen, wie leichtgläubig er war. „Ein böser Mann kam und schnitt uns aus ihrem Leib. Meinen Bruder ließ er in der Asche unserer Feuerstelle. Mich brachte er zu einer Quelle und wollte mich dort ertränken. Mein Vater kehrte in das Pueblo zurück, fand die Mutter und bestattete sie vor den Höhlen der Alten auf einem hohen Stelzengerüst, damit die Vögel sie schneller zu Manitou bringen konnten, doch als er zurückkam, da fand er meinen Bruder, den die warme Asche am Leben gehalten hatte.“

Der Junge lächelte zum ersten Mal, seit Siebers den Kindern begegnet war, und wirkte dadurch jünger. „Meine Schwester wurde vom Wasser getragen und genährt, aber ihre Haare und Nägel wuchsen, und sie war drauf und dran, sich in einen Frosch zu verwandeln. Ihr Körper war schon voller Flecken. Doch ich hörte ihre Stimme und sie die meine. So fanden wir einander.“

Es musste sich wohl um ein Märchen handeln, das die Geschwister gehört hatten und jetzt nacherzählten, obwohl er

nicht wirklich sicher war, auch alles richtig verstanden zu haben. Jacob Grimm, dem Siebers begegnet war, als in Deutschland noch alles nach Reformen schrie, wäre begeistert gewesen.

„Dann haben wir unsere Mutter gerettet“, fiel das Mädchen ein. „Wir baten unseren Vater, uns zu zeigen, wo er sie aufgebahrt hatte. Ich stand am Kopf meiner Mutter und mein Bruder zu ihren Füßen. Wir haben Pfeile in die Luft geschossen und riefen: ‚Mutter, Mutter, die Pfeile fallen gleich auf dich, du musst fliehen!‘ Und sie erhob sich, stieg von dem Beerdigungsgerüst herab und war lebendig und rannte mit uns zurück, bis zum Pueblo heim.“

Das bisschen Rauch, das ihr kümmerlich kleines Lagerfeuer hervorbrachte, ließ Siebers husten. Seine ohnehin entzündete Kehle brannte, und ihm stiegen Tränen in die Augen, die er nicht mehr unterdrücken konnte. Er dachte an die Familie seines Lieblingsschülers, die er erst auf seiner Flucht kennengelernt hatte. Sie hatten ihn aufgenommen, ohne zu wissen, wen sie beherbergten, ohne zu wissen, dass der Junge tot war, weil dieser an ihn geglaubt hatte. Tot, und Siebers am Leben.

Die Toten zurückbringen: Wenn es nur möglich wäre. Er würde alles dafür geben.

Erst, als er die Hand des Mädchens zögernd auf seinem Gesicht spürte, wurde ihm bewusst, dass er immer noch weinte.

„Es war nur eine Geschichte“, flüsterte das Mädchen.

„Das Bleichgesicht weint nicht um unsere Mutter“, protestierte der Junge, doch auch er klang verstört. „Kein Bleichgesicht kümmern die Toten eines anderen Volkes.“

Siebers nahm sich zusammen und setzte sich auf, obwohl er nicht verhindern konnte, dass ihm weitere Tränen über sein Gesicht liefen. Wann hatte ihn das letzte Mal jemand in freundlicher Absicht berührt? Es musste Jahre her sein. „Das ist nicht wahr“, sagte er.

*Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt,* hörte er sich in seiner Erinnerung Schiller zitieren und die

Jungen „Freiheit!“ rufen. Alle Menschen: Was hatte er damals schon von der Menschheit gewusst? Er hatte noch nicht einmal einen Franzosen gekannt, ganz zu schweigen von den Bewohnern eines anderen Kontinents.

„Ich wünschte, es wäre möglich“, sagte er schließlich laut. „Dass ihr eure Mutter zum Leben erwecken könntet. Ich wünschte, ihr könntet es mich lehren. Aber da es nicht möglich ist, will ich mein Bestes tun, um den Kindern eurer Mutter zu helfen, die Nacht zu überstehen. Morgen wollen wir versuchen, den Weg zu eurem Pueblo zu finden.“

Mittlerweile war die Sonne fast untergegangen. Ihre rötlichen Strahlen ließen das Gesicht des Jungen dunkler wirken, während er Siebers betrachtete. Schließlich sagte er und klang nicht länger misstrauisch, sondern nur sachlich: „*Wir* werden dem Bleichgesicht helfen, die Nacht zu überstehen. Wir werden dich mit uns zu unserem Pueblo nehmen. Du sprichst mit Winnetou, dem Sohn Intschu tschunas, und seiner Schwester Nscho-tschì. Wie lautet der Name des weißen Mannes?“

Er wollte ihn nennen, doch wie das Mädchen vor ihm hielt er inne. Siebers war ein schlechter Lehrer gewesen, der seine Schüler im Stich gelassen hatte, als die Soldaten die meisten kaum bewaffneten Idealisten bereits getötet hatten. Wenn er wirklich ein anderer Mensch werden wollte, ehe er starb, dann konnte er es nicht als Siebers tun. Andererseits wollte er die Kinder auch nicht anlügen und einen falschen Namen nennen.

„Ich habe keinen Namen mehr“, sagte er daher leise und hustete erneut. „Ich muss mir erst wieder einen verdienen.“

Zu seiner Überraschung akzeptierten sie das ohne Weiteres. Der Junge sagte, dass die jungen Krieger seines Stammes auch allein in die Prärie gingen, um sich ihre wahren Namen zu suchen. „Du bist recht alt dafür“, fügte er mit einem Unterton von Neugier dazu.

„Es ist nie zu spät, um nach der Wahrheit zu suchen“, entgegnete Siebers unwillkürlich und stellte fest, dass er tatsächlich glaubte, was er da sagte. Warum auch immer ihn das Schicksal

mit diesen Kindern zusammengeführt hatte, es schien, als gäbe es für ihn noch etwas zu erkennen.

„Vielleicht solltest du dann Suchender heißen“, sagte das Mädchen. „Wir haben auch etwas gesucht. Deswegen haben wir das Pueblo verlassen.“

Sie hatten, so stellte sich heraus, in einer Nacht denselben Traum gehabt, der sie in die Steppe rief, um dort die Rettung ihres Volkes zu finden. Das wenigstens erzählten sie Siebers, der nicht wusste, ob sie dabei von einem weiteren Märchen inspiriert worden waren. Eines jedoch war klar: Sie waren beide gut genährt, und die Kleidung, die sie trugen, war nicht abgerissen, sondern bestand aus fein gegerbtem und gut genähem Leder. Kinder armer Nomadenindianer sahen anders aus; ihr Vater musste ein bedeutender Krieger bei seinem Stamm sein.

Als es dunkel genug war, um die Sterne auszumachen, versuchte Siebers, Konstellationen zu identifizieren, die er kannte. Sie liebten offenbar Märchen, also erzählte er ihnen, was ihm an Mythen zum Großen Bären einfiel, nur um energisch belehrt zu werden, das sei alles ganz anders gewesen.

„Es war ein Mädchen, das mit anderen Kindern spielte und vorgab, ein Bär zu sein. Aber dann wurde sie wirklich zu einem Bären und tötete mehr und mehr vom Volk. Kein Jäger konnte sie erlegen, bis Kojote kam. Er wusste, was sie getan hatte, um ein Bär zu werden. Sie hatte ihr Herz herausgenommen. Nur so geht es. Also fand er ihr Herz da, wo sie es versteckt hatte, weil ihm eine Maus verraten hatte, wo es war. Und er schnitt es in Stücke. Es ist in Stückchen da oben am Himmel: das zerteilte Herz des Bärenmädchens!“

„Ich glaube“, sagte Siebers und schaute zu den Sternen empor, „dass es sehr leicht ist, zu einem Ungeheuer zu werden, das anderen den Tod bringt. Aber sehr, sehr schwer, wieder ein Mensch zu werden und Leben zu bringen. Hat Kojote deshalb nicht versucht, den Bären wieder zu einem Menschen zu wandeln?“

„Er ist Kojote und ein Feigling“, gab der Junge entschieden zurück. „Sonst hätte er mit dem Bärenmädchen gekämpft, statt das Herz zu zerschneiden.“

„Er war listig und klug!“, protestierte seine Schwester. „Aber – dass er dem Mädchen hätte helfen können, wieder zum Menschen zu werden, hätte er ihr das Herz zurückgegeben, daran habe ich gar nicht gedacht!“

Siebers seufzte. „Niemand denkt an den schwierigeren Weg, wenn es einen leichteren gibt.“

Im schwachen Schein des Feuers sah er, wie der Junge die Stirn runzelte und in die Flammen starrte, als denke er über Siebers' Worte nach. Ein altes, sehr vertrautes Gefühl erwachte in Siebers: Einen jungen Geist zu berühren, ihn dazu zu bringen, zu hinterfragen, was die Welt ihn lehrte – das war es gewesen, was seinem Leben einst Sinn gegeben hatte.

Konnte, sollte er es noch einmal wagen? Noch einmal Lehrer werden, diesmal mit besseren Lehren?

In der Ferne hörte er Tiergeheul. „Kojoten, es mögen auch einige wilde Hunde dabei sein“, sagte der Junge sachlich, und es war klar, dass er von keinen Märchenfiguren sprach.

„Sind sie gefährlich?“

„Kojote ist gut und böse“, sagte das Mädchen überrascht. „Das habe ich doch schon erzählt. Vielleicht tötet er uns heute Nacht, und vielleicht bringt er uns neues Feuer. Wir brauchen bald welches.“

Es stimmte; das zusammengetragene Material war dabei, demnächst zur Gänze zu Asche zu zerfallen, und in der näheren Umgebung gab es nichts mehr.

Siebers dachte an die Westmänner, die den Treck beschützen sollten, mit dem er gereist war. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet gewesen, doch so oft, wie sie betrunken waren, hatte er sich durch ihre Anwesenheit eher gefährdet als geschützt gefühlt. Dennoch: Gerade jetzt wäre er dankbar für eine Waffe gewesen und für die Anwesenheit eines Mannes, der sie gebrauchen konnte. Selbst, wenn dieser Mann sich über ihn und

seinen Buckel lustig machte, wie es die Männer auf dem Treck nahezu täglich getan hatten.

Das Heulen klang um einiges näher. Manchmal glaubte er gleich mehrere glühende Augenpaare zu sehen. Es musste sich nicht nur um ein oder zwei Tiere, sondern um ein ganzes Rudel handeln, da war er sicher. Er wünschte sich, er hätte wenigstens einen starken Ast als Fackel, der Raubtiere abhalten würde. In der letzten Nacht war es ihm noch völlig gleich gewesen, ob sie ihn anfielen; in der letzten Nacht war aber keines der Tiere nähergekommen, die er gehört hatte. Vielleicht hatten sie die Krankheit in ihm gerochen. Aber jetzt waren zwei gesunde Kinder hier. Die Vorstellung, Hunde, Wölfe, Kojoten oder eine Gruppe solcher Tiere würden über seine Schützlinge herfallen, verursachte ihm Übelkeit.

„Winnetou hat ein Messer“, sagte der Junge, als könne er Siebers' Gedanken lesen. „Er wird seine Schwester und das Bleichgesicht beschützen.“

*Fliehen Sie, Professor*, hörte Siebers seinen Studenten rufen. *Fliehen Sie! Ich werde die anderen beschützen!*

Er hätte die Jungen nie im Stich lassen dürfen.

„Gib mir das Messer“, sagte Siebers.

Der Junge protestierte, doch er war noch jung genug, um der Anweisung eines Erwachsenen, den er nicht als Feind einstufte, schließlich Folge zu leisten.

„Bleib hier mit deiner Schwester“, ordnete Siebers an. „Ich werde versuchen, das Rudel von euch fortzulocken.“

„Wir sind leichtere Beute, ohne Waffen“, sagte Winnetou, und das Misstrauen kehrte in seine Stimme zurück. „Will das Bleichgesicht fliehen und uns den Tieren überlassen?“

Es schnürte Siebers fast die Kehle zu, dass er sich nicht zu Unrecht verdächtig fühlen konnte, denn in der Vergangenheit hatte er genau auf diese Weise seine Schüler im Stich gelassen, nachdem er sie erst in Gefahr gebracht hatte. Damals war er schuldig im Sinn dieser Worte geworden.

## Über die Autoren

**Maike Braun**, geboren 1962 in Reutlingen. Studium der Biologie. Unternehmensberaterin, Mediatorin, Autorin. Veröffentlichung des Wirtschaftskrimis *DIE BLUNK KONSTANTE* sowie von Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften. Website: [www.mbautorin.de](http://www.mbautorin.de).

**Kirsten Brox**, geboren 1974 in Telgte/Westfalen. Studium der Ingenieurwissenschaften und Chemie, heute in der Unternehmenssicherheit für ISO 27001 zuständig. Veröffentlichung von Erzählungen, dem historisch-phantastischen Roman *MATAMBA* und zahlreichen Hundetrainingsbüchern. Website: [www.kirsten-brox.de](http://www.kirsten-brox.de).

**Karl-Ulrich Burgdorf**, geboren 1952 in Hagen/Westfalen. Studium der Publizistik, Politikwissenschaften und Soziologie. Freier Autor, Journalist und Übersetzer. Veröffentlichung zahlreicher Romane und Erzählungen in phantastischen Genres, u. a. Autor in den Reihen *RAVEN*, *DIE UFO-AKTEN*, *DIE TERRANAUTEN*, *STERNENSCHIFF DER ABENTEUER*. Romanübersetzungen von Philip K. Dick, Orson Scott Card u.a. Website: [www.karl-ulrich-burgdorf.de](http://www.karl-ulrich-burgdorf.de).

**Paul Felber**, geboren 1943 in Luzern. Handlungsschule mit Diplomabschluss, Kaufmann, zuletzt in der Versicherungs-



branche. Zahlreiche Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien.

**Kai Focke**, geboren 1977 in Bassum. Industriekaufmann, Wirtschaftspädagoge (Dipl.-Hdl.) und Doktor der Philosophie. Nach Leitungsfunktionen im Non-Profit-Bereich sowie bei einer größeren berufsständischen Körperschaft seit 2014 Professor an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Mannheim. Publikationen vornehmlich im Bereich der Betriebswirtschaftslehre, daneben fiktionale Erzählungen und Kurzgeschichten.

**Hans-Dieter Furrer**, geboren 1942 in Rüti (Kanton Zürich). Kaufmännische Lehre, Ausbildung zum Werbeassistent. Werbemanager eines Versandhauses. Zahlreiche Filmkritiken und Artikel für die Zeitschriften VAMPIR und MOVIESTAR sowie Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien.

**Tanja Kinkel**, geboren 1969 in Bamberg. Studium der Germanistik, Theater- und Kommunikationswissenschaften, Dr. phil. 1997. Autorin von international erfolgreichen Romanen (u. a. DIE PUPPENSPIELER, DAS SPIEL DER NACHTIGALL). Mitglied im PEN-Präsidium, Gründerin der Kinderhilfsorganisation „Brot und Bücher“. Website: [www.tanja-kinkel.de](http://www.tanja-kinkel.de).

**Thomas Le Blanc**, geboren 1951 in Wetzlar. Studium der Mathematik, Physik und Pädagogik, Studienrat, dann freier Autor, Journalist, Übersetzer, Lektor, Herausgeber, Reihenentwickler. Herausgeber der zehnbändigen „Sternenanthologien“ bei Goldmann, langjähriger Kulturkorrespondent zahlreicher Tageszeitungen, u. a. DIE WELT und 35 Jahre feste

Literaturkolumne im DARMSTÄDTER ECHO. Gründer und Leiter der Phantastischen Bibliothek Wetzlar.

**Holger Marks**, geboren 1964 in Leer/Ostfriesland. Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Geografie. Heute Jugendbildungsreferent. Erzählungen in Anthologien.

**Jacqueline Montemurri**, geboren 1969 in Lichtenstein/Sachsen, einem Nachbarort von Hohenstein-Ernstthal. Studium der Luft- und Raumfahrttechnik. Verwaltungsangestellte, Dozentin, jetzt Assistentin der Geschäftsführung der Flüchtlingshilfe Velbert und Projekt Deutsch Lernen e.V. sowie freie Autorin. Veröffentlichung von zahlreichen phantastischen Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften sowie des Zukunftsthillers *DIEMAGGAN-KOPIE*. Website: [www.jacquelinemontemurri.blogspot.de](http://www.jacquelinemontemurri.blogspot.de).

**Monika Niehaus**, geboren 1951 in Hinsbeck/Niederrhein. Studium der Biologie, Schwerpunkte Neuro- und Sinnesphysiologie, Biophysik, Dr. rer. nat. 1979. Freiberufliche Übersetzerin im naturwissenschaftlichen Bereich, Autorin von Fachliteratur, Sachbüchern, Krimis, Science Fiction und phantastischen Erzählungen.

**Tim Piepenburg**, geboren 1983 in Düsseldorf. Studium zum Bachelor of Laws. Personalreferent im Bereich Grundsatzfragen, Arbeitsrecht und Sonderthemen bei einer deutschen Spezialbank. Zahlreiche Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien.

**Kai Riedemann**, geboren 1957 in Elmshorn. Studium der Germanistik und Allgemeinen Sprachwissenschaft, Magisterarbeit über „Winnetou I“, Dr. phil. 1987. Heute Redakteur einer Fernsehzeitschrift, daneben Autor von Erzählungen in Anthologien sowie Texten für Kabarett und Kindertheater.

**Alexander Röder**, geboren 1969 in Kassel. Studium der Germanistik, Medienwissenschaften und Ethnologie. Freier Autor. Veröffentlichung von zahlreichen phantastischen Erzählungen in Anthologien und des historisch-phantastischen Romans DER MÖNCH IN WEIMAR. Autor der neuen Reihe KARL MAYS MAGISCHER ORIENT.

**Friedhelm Schneidewind**, geboren 1958 in Baumholder/Pfalz. Studium der Biologie und Informatik. Freier Dozent, Autor, Journalist, Herausgeber, Verleger sowie Musiker. Seminarleiter und Referent in den Bereichen Mediengestaltung, Öffentlichkeitsarbeit, Arbeitsrecht und Arbeitssicherheit. Veröffentlichungen: Speziallexika und Essaybände im Fantasygenre (u. a. DAS GROSSE TOLKIEN-LEXIKON), Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften. Inhaber des Verlags der Villa Fledermaus. Website: [www.friedhelm-schneidewind.de](http://www.friedhelm-schneidewind.de).

**Rainer Schorm**, geboren 1965 in Wehr/Baden. Jurastudium, dann Studium der Visuellen Kommunikation. Werbeagentur. Heute freier Grafiker, Buchcovergestalter, Referent und Seminarleiter zum Thema Öffentlichkeitsarbeit, Autor. Zahlreiche Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften, historische Essays, Gruselromane, Stammautor der Serie PERRY RHODAN NEO.

**Ansgar Schwarzkopf**, geboren 1973 in Menden/Sauerland. Studium der Germanistik, Medienwissenschaften, Grafik und Kunstgeschichte. Heute Lehrer, daneben als freier Grafiker, Autor sowie im Theaterbereich tätig. Mehrere Bühnenprojekte, Ausstellungen, zahlreiche skurrile Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften.

**Anja Stürzer**, geboren 1965 in Hamburg. Studium der englischen und italienischen Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Erzählforschung. Heute freie Autorin, Lektorin und Journalistin. Veröffentlichung von Biografien, wissenschaftlichen Artikeln zur Phantastik sowie des Zeitreiserosmans für Kinder SOMNIAVERO.

**Jörg Weigand**, geboren 1940 in Kehlheim/Donau. Studium der Sinologie, Japanologie und Politikwissenschaften, Dr. phil. 1969. Langjähriger Korrespondent im Studio Bonn des ZDF. Heute freier Autor, Journalist, Herausgeber. Zahlreiche Publikationen zur chinesischen Kultur, Romane, Erzählungen, Herausgabe von Anthologien.

**Karla Weigand**, geboren 1944 in München. Studium der Pädagogik, Kinder- und Jugendpsychologie und Geschichte, Lehrerin. Heute Autorin historischer Romane (u. a. DIE FRIESENHEXE) und phantastischer Erzählungen.